



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

- **Ingo H. Warnke / Daniel Schmidt-Brücken**
Die Analyse (post)kolonialer Diskurse?
- **María do Mar Castro Varela / Nikita Dhawan / Shalini Randeira**
(Neo-)Koloniale Diskurse – Postkoloniale Gegendiskurse
- **Carsten Junker**
Self-Aggrandizement: Discursive Effects of Early Abolitionist
Self-Positioning
- **Aqtime Gnouleleng Edjabou**
»Nos amis les Allemands«: Zum Diskurs der aktuellen
Deutschland-Begeisterung in Togo
- **Alexander Korte / Elisabeth Lingenfelser / Borbala Balazs**
Transkulturalität und deren Bedeutung im Alltag kinder- und
jugendpsychiatrischer Versorgung – eine Bestandsaufnahme
- **Philipp Dreesen**
Discursive Functions of [für + COLONIZED PEOPLE] in German Colonialism

Inhaltsverzeichnis

Gastherausgeber: Ingo H. Warnke / Daniel Schmidt-Brücken

Reiner Keller / Willy Viehöver / Werner Schneider

Editorial 214

Ingo H. Warnke / Daniel Schmidt-Brücken

Die Analyse (post)kolonialer Diskurse? 216

María do Mar Castro Varela / Nikita Dhawan / Shalini Randeira

(Neo-)Koloniale Diskurse – Postkoloniale Gegendiskurse 222

Carsten Junker

Self-Aggrandizement – Discursive Effects of Early Abolitionist

Self-Positioning 241

Aqtime Gnouleleng Edjabou

»Nos amis les Allemands« – Zum Diskurs der aktuellen

Deutschland-Begeisterung in Togo 265

Alexander Korte / Elisabeth Lingenfelser / Borbala Balazs

Transkulturalität und deren Bedeutung im Alltag kinder- und

jugendpsychiatrischer Versorgung – eine Bestandsaufnahme 281

Philipp Dreesen

Discursive Functions of [für + COLONIZED PEOPLE] in German Colonialism 302

Alexander Korte / Elisabeth Lingenfelser / Borbala Balazs

Transkulturalität und deren Bedeutung im Alltag kinder- und jugendpsychiatrischer Versorgung

Eine Bestandsaufnahme¹

Zusammenfassung: Das Paradigma der Transkulturalität, das in engem Bezug zum postkolonialen Diskurs steht bzw. aus diesem hervorgegangen ist, wird erläutert und sein handlungsleitendes Potenzial aufgezeigt. Es wird der Frage nachgegangen, welche Implikationen sich infolge der neu gewonnenen Perspektive für die Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie ergeben. Transkulturalität betrifft nicht nur die gesellschaftliche Makroebene: Die heutigen Jugendlichen, deren Identitätsfindung sich maßgeblich auch über die Auseinandersetzung mit transnationalen Jugendbewegungen und nicht selten innerhalb transethnischer Milieus vollzieht, sind zunehmend *in sich* transkulturell (Mikroebene). Die sich daraus ergebenden praktischen Konsequenzen werden diskutiert.

Schlagwörter: Transkulturalität, Migration, transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie und -Psychotherapie

Abstract: The concept of transculturality, which is based on postcolonial discourse, is elucidated. Furthermore, the implications for child and adolescent psychiatry are exemplified. As a consequence of multiple transnational interconnections, transculturality has already become reality in society's everyday life. Today's adolescents appear more and more intrinsically transcultural due to the fact that their seeking of identity is determined by their positioning towards cross-cultural movements and by being situated within transethnic contexts. The effects on children's and adolescents' care and future tasks are outlined.

Keywords: transculturality, migration, transcultural child and adolescent psychiatry & psychotherapy

1 Einleitung

In ihrem im Jahre 2010, auf dem Höhepunkt der sogenannten *Sarrazin-Debatte* erschienenen politischen Aufsatz »Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungs-Identitäten. Wer gehört zum neuen Deutschland?« weist die deutsche Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan darauf hin, dass »jeder fünfte Einwohner Deutschlands, darunter jedes dritte Kind unter sechs Jahren, [...] einen Migrationshintergrund« hat (Foroutan 2010, S. 9). In deutschen Großstädten betrage der Anteil unter neu eingeschulten Kindern bisweilen 60%. Angesichts dieser Zahlen sei es ebenso anachronistisch, über *Migranten-*

1 Neben den inspirierenden Aufsätzen von Foroutan, Römhild und Welsch entstand die Idee zum vorliegenden Beitrag maßgeblich im Dialog mit Dr. phil. Ute Siebert und Dr. phil. Carsten Junker, zwei Dozenten an der International Psychoanalytic University Berlin – Ihnen gebührt unser ausdrücklicher Dank.

schlüssel für Schulklassen zu diskutieren, wie es unzeitgemäß sei, den Status Deutschlands als Einwanderungsland zu leugnen und die pauschale Forderung nach einem Zuwanderungsstopp für *Menschen aus anderen Kulturkreisen* zu erheben. Das Phänomen transnationaler Migration ist immanenter Bestandteil einer globalisierten Welt, denn parallel zum Transfer von Warengütern, Arbeitskräften und neuen Informations- und Kommunikationstechnologien vollzieht sich ein Kulturtransfer bislang nicht gekannten Ausmaßes. Infolge des vielerorts mit der Zuwanderung verbundenen *settlements* von migrierten Arbeitskräften kommt es, neben den soziostrukturellen und demografischen Veränderungen im Einwanderungsland, unausweichlich auch zu einem ideellen Wandel mit Entstehung neuer transkultureller Identitäten und Räume und zu einer Transnationalisierung und Kosmopolitisierung der Aufnahmegesellschaft (Beck 2004, S. 55 f.). Dieser Prozess hat bereits lange vor dem Anstieg der Flüchtlingszahlen im Jahre 2015 und der Zunahme von Asylanträgen von Menschen aus Bürgerkriegsländern eingesetzt.

1.1 Überblick: Transnationale Migration und Kinder-/Jugendpsychiatrie

Vergleichbar mit der Situation in den Kinderbetreuungs- und Bildungseinrichtungen sind die Themen Migration, kulturelle Mehrfachzugehörigkeit und Transkulturalität auch im Alltag kinder-/jugendpsychiatrischer Ambulanzen und Kliniken allgegenwärtig; selbiges trifft zu für Einrichtungen der Jugendhilfe und für sozialpädagogische oder psychologische Beratungsstellen. Das Spektrum der dort vorgestellten Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund reicht von solchen ohne eigene Migrationserfahrung, die in zweiter, dritter Generation in Deutschland leben, bis zur (zahlenmäßig zuletzt deutlich gewachsenen) Gruppe der unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge. Es umfasst Kinder aus sozial benachteiligten, auf Sozialleistungen angewiesenen sogenannten *bildungsfernen* Familien der Vorstadtghettos und Flüchtlingsunterkünfte ebenso wie Kinder, deren Eltern in den mittleren und oberen Etagen des Topmanagements international operierender Unternehmen oder wissenschaftlicher Einrichtungen arbeiten. Der Anteil der Kinder und Jugendlichen aus Zuwanderungsfamilien wird nach Vorhersagen von Demographen in den nächsten Jahren noch zunehmen. Aus ihnen wird sich einerseits jene oft beklagte Gruppe von Leidtragenden verfehlter Integrationspolitik und versäumter Sprachfrühförderung rekrutieren, andererseits aber auch eine Vielzahl von gut ausgebildeten, mehrsprachigen Gymnasiasten und zukünftigen Hochschulabsolventen.

Die Spannbreite möglicher psychischer Beeinträchtigungen und manifester psychiatrischer Erkrankungen ist bei Kindern und Jugendlichen aus Zuwanderungsfamilien prinzipiell dieselbe wie bei Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund. Gleichwohl gibt es einige Besonderheiten, deren Kenntnis von Relevanz ist für die tägliche Arbeit und die innere Haltung von Angehörigen sämtlicher Berufsgruppen, die in dem Feld der psychiatrisch-psychotherapeutischen oder pädagogischen Versorgung dieses Klientels tätig sind. Zu nennen wäre hier mit Blick auf die Kinder von Flüchtlingen und Asyl-Suchenden ins-

besondere der höhere Anteil von Betroffenen mit Trauma-Erfahrungen und reaktiven psychischen Störungen.

1.2 Worum es uns geht – Über Inhalt, Perspektive und Intention dieses Beitrags

Anspruch dieses Artikels ist es *nicht*, einen vollständigen Überblick über die bereits vorliegenden Ergebnisse quantitativer und qualitativer (Versorgungs-)Forschung aus dem Gebiet Transkulturelle Kinder-/Jugendpsychiatrie und -psychologie zu geben; hierzu wird auf die entsprechende Fachliteratur verwiesen, insbesondere auf die Arbeiten von Schepker/Toker (1999, 2000), in denen die gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen ebenso wie die entwicklungspsycho(patho)logischen, diagnostischen und therapeutischen Ansätze der interkulturellen Kinder- und Jugendpsychiatrie differenziert dargestellt werden. Der Fokus unserer Betrachtung ist ein anderer, die Perspektive transdisziplinär ausgerichtet. Inhaltsschwerpunkte des Beitrags sind

- erstens, eine an kulturalanthropologischen Überlegungen orientierte, kritische Reflexion des traditionellen, essentialistischen Kulturverständnisses sowie des vielerorts beobachtbaren Phänomens eines *kulturellen Rassismus* und der im Zuge der Integrationsdebatte wiederholt postulierten *deutschen Leitkultur*,
- zweitens, die ideengeschichtlich-kulturtheoretische Herleitung eines zeitgemäßen (postkolonialen) Kulturbegriffs, zugleich die inhaltliche Begründung der Konzepte *Transkulturalität* und *kulturelle Hybridität*, sowie eine kurze Darstellung derjenigen gesellschaftlichen Prozesse, welche der Idee der Transkulturalität zuwiderlaufen,
- drittens, eine Bestandsaufnahme (post)migrantischer Lebenswelten unter besonderer Berücksichtigung transnationaler Jugendkulturen und der *postintegrativen Perspektive*, zugleich Analyse der gegenwärtigen Verfassung der postkolonial geprägten Gesellschaft,
- viertens, eine Darstellung der sich daraus ergebenden Aufgaben und Herausforderungen für die Kinder-/Jugendpsychiatrie bzw. Entwicklungs- und Pädagogische Psychologie, inklusive eines abschließenden Plädoyers für eine *transkulturelle Selbstpositionierung*.

Die im Ergebnis der Diskursanalyse entwickelte, im letzten Teil der Arbeit erläuterte, inhaltliche Erweiterung des Transkulturalitätsbegriffs soll einerseits auf postkoloniale Theoriebildung rückbezogen und in ihrer historisch-epistemologischen Bedingtheit durch diese erklärt werden; andererseits ist es unser Anliegen, den tatsächlichen Mehrwert, d.h. den Erkenntnisgewinn und die handlungsleitenden Konsequenzen einer solcherart veränderten Blickrichtung für die Versorgungspraxis einer transkulturellen Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie (und angrenzender Berufsfelder) aufzuzeigen.

2 Klassisch-ethnologisches Kulturverständnis versus Bindestrich-Identitäten

Bevor die Bedeutung von Transkulturalität, kultureller Hybridität und Transnationalität genauer beleuchtet und die darin enthaltenen Implikationen erörtert werden, empfiehlt sich, dem Gedankengang Foroutans folgend, zunächst eine Reflexion der eingetretenen Veränderung der im Deutschen üblichen Bezeichnungspraxis vom ehemaligen *Gastarbeiter*, *Ausländer* oder *Fremden* zur *Person mit Migrationshintergrund*. Wenig glücklich erscheint Foroutan hingegen der von Mecheril und Teo (1994) vorgeschlagene Terminus *Andere Deutsche*, wenngleich das dahinterstehende Anliegen – nämlich deutlich zu machen, dass die Rechtmäßigkeit des Anspruchs auf nationale Zugehörigkeit nicht an der »Erfüllung bestimmter Kriterien der Physiognomie, der Abstammung oder auch der kulturellen Praxis« (Foroutan 2010, S. 9) bemessen werden dürfe – durchaus zu würdigen sei. Dem ließen sich die ironisch verwendeten Selbstbezeichnungen von Angehörigen des »Mehrheitskollektivs« (ebd., S. 11) der Aufnahmegesellschaft als »Bio-, autochthone oder Deutsch-Deutsche« gegenüberstellen, während die Differenzmarkierung »echte Deutsche« als indiskutabel gelte (ebd., S. 10). Wichtig ist: Die jeweils verwendete Bezeichnungspraxis ist untrennbar verbunden mit dem dahinterstehenden konzeptuellen Verständnis von nationaler und kultureller Zugehörigkeit und von Kultur überhaupt. Man sollte sich dessen bewusst sein, dass das *Kulturkonzept* als solches Einfluss nimmt auf den Gegenstand der Betrachtung. Kulturverständnis und Begriffswahl sind somit Wirkfaktoren in unserem (Kultur-)Leben und nehmen ihrerseits Einfluss auf die gesellschaftliche Praxis.

2.1 Rückblick: Vom traditionellem Kulturbegriff zur kulturellen Mehrfachzugehörigkeit

Die heute übliche Verwendung der Umschreibung *mit Migrationshintergrund* erscheint zwar insbesondere für die Kinder der Einwanderungsgeneration zutreffender als *Migrant* oder *Ausländer*, die Ausdruckswahl beinhaltet jedoch weiterhin noch Differenzmomente und wird assoziiert mit Defiziten und sozialen Problemen. Der Begriff Migration ist assoziativ meist verbunden mit *neu* und *fremd*. Foroutan verweist auf Ergebnisse der Studienreihe »Deutsche Zustände« vom Bielefelder Institut für Konflikt und Gewaltforschung, laut derer 53,7% der Bevölkerung die Auffassung vertreten, »Wer irgendwo neu ist, sollte sich erst mal mit weniger zufrieden geben« (ebd.). Dies macht deutlich: Die gesellschaftliche Praxis und Einstellung des Mehrheitskollektivs werden nach wie vor dominiert durch ein Denken in ethnischen Kategorien einer *Herkunftsidentität*, einschließlich der damit verbundenen Entsolidarisierung im Dienste eigener Abgrenzung. In der »Dominanzgesellschaft« (Rommelspacher 1995) artikuliert sich nicht zuletzt auch eine Ignoranz kolonialgeschichtlicher Bezüge. Die Differenzmarkierung einer Minderheit anhand ethnischer Kriterien wird dabei zu einer der Grundlagen für eine hierarchische Ordnung und die Konsolidierung sozialer Ungleichheit. Die Kulturanthropologin

Regina Römhild spricht von der »subtilen konkurrenten Verteilungslogik eines Inländerprimats«, welche die Angehörigen des Mehrheitskollektivs »allein aufgrund ihrer Stellung als ›Einheimische‹ scheinbar selbstverständlich zu privilegierten Empfängern sozialer, ökonomischer und symbolischer Ressourcen« mache (Römhild 2007, S. 164 f.).

Einem solchem Denken liegt ein essentialistisches und nicht-dynamisches Kulturverständnis im Sinne Johann Gottfried Herders zugrunde. Demnach werden Kulturen als nach außen hermetisch abgeschlossene *Kugeln* oder *Inseln*, d.h. als voneinander getrennte Einheiten verstanden. Nach Welsch ist dieses Model im Kern charakterisiert durch die drei Momente »ethnische Fundierung, soziale Homogenisierung und interkulturelle Abgrenzung« (Welsch 1994, S. 3). Ein- und Ausschluss in eine Kultur erfolgen dabei nach Kriterien, die sich an einer singulären ethno-nationalen Zugehörigkeit orientieren bzw. untrennbar mit dieser als alleiniger Bezugsgröße verknüpft sind.

Aber ist ein solches Kulturkonzept noch zeitgemäß angesichts des Ausmaßes der gegenwärtigen transnationalen und transkulturellen Verflechtungen von Kultur(-en) in einer globalisierten Welt, die historisch von der so genannten »Matrix der Kolonialität« (Mignolo 2011, S. 8) geprägt ist? Und trägt es dem Umstand der immer offensichtlicher werdenden nationalen und kulturellen Mehrfachzugehörigkeit und -identifikation einer zunehmend größeren Anzahl von Menschen in unserer postkolonial geprägten Gesellschaft Rechnung?

Die im angloamerikanischen Raum etablierte Bezeichnungspraxis der *hyphenated identities* (Bindestrich-Identitäten) bringt eine emotionale oder staatsbürgerliche Verbindung mit dem jeweiligen Herkunftsland zum Ausdruck (Walzer 1998). Nach Ansicht von Foroutan wäre es zu diskutieren, ob diese Art der Kennzeichnung auch auf in Deutschland lebende Migranten und Postmigranten anwendbar ist – zum Beispiel auf »Deutsch-Türken« oder »Türkei-Deutsche«, »Deutsch-Russen« oder »Russland-Deutsche« (Foroutan 2010, S. 11) –, wobei sie darauf hinweist, dass bei einer solchen kompositionalen Struktur das rechte Element als klassenbildend verstanden wird und daher das größere semantische Gewicht hat (ebd.).

2.2 Zur *deutschen Leitkultur* – Über das Problem falsch verstandener Integration

Die einem statisch-homogenen, nicht-prozessualen und national begrenzten Kulturverständnis *a priori* innewohnende Tendenz zur Exklusion all dessen, was fremd ist bzw. als fremd empfunden wird, macht es Migranten und Postmigranten schwer, eine authentische Verbundenheit mit dem Einwanderungsland und ein unhinterfragtes Zugehörigkeitsgefühl zu entwickeln. Dies verhindert eine »soziale Kohäsion solcher Patchwork-Gesellschaften«, denn die »Fähigkeit zur Identifikation mit dem Mehrheitskollektiv« sei abhängig nicht allein vom eigenen Selbstverständnis, sondern eben auch von der Inklusionsbereitschaft der Aufnahmegesellschaft entlang des Dreischritts »Anerkennung, fraglose Zugehörigkeit und Angehörigkeit« (ebd., S. 12). Zweifelsohne sind diesbezüglich mit der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts und Abschaffung des mittelalterli-

chen *ius sanguinis* im Jahr 2000 und dem Wegfall der Optionspflicht (von in Deutschland Aufgewachsenen) wichtige Fortschritte gemacht worden. Doch eine lediglich auf dem Papier vollzogene Einbürgerung garantiert keineswegs authentische Verbundenheit mit dem Einwanderungsland. Die Forderung nach einseitiger Entscheidung hinsichtlich national-kultureller Zugehörigkeit basiert auf dem (falschen) Verständnis von Integration als Assimilation und ist nicht mehr zeitgemäß – siehe hierzu auch Has kritische Position gegenüber Integration (Ha 2009).

Die fehlende emotionale Verbundenheit vieler Migranten mit Deutschland beruht vielfach auch auf der Erfahrung von Diskriminierung und Ausgrenzung. Aus dem Arbeitsalltag in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie lässt sich dies vielfach bestätigen (Freitag/Lenz/Lehmkuhl 2000). Migranten jedweden Alters sehen sich konfrontiert mit einer Vielzahl von Anforderungen und Erwartungen seitens der Aufnahmegesellschaft. Diese beziehen sich nicht nur auf strukturelle Integration (Bildung, Arbeit), kulturelle Integration und Verfassungspatriotismus, sondern mehr oder minder auch auf die Anerkennung einer – vollkommen vage bestimmten – *deutschen Leitkultur*, wobei letzteres Diktat Ausdruck eines bedenklichen, chauvinistischen Unterwerfungsanspruchs ist, weil es die Forderung nach einseitiger Anpassung und Unterordnung unter die Sitten und Gebräuche des Mehrheitskollektivs der Aufnahmegesellschaft unverhohlen markiert. Integration wird so zu einem Imperativ; die im Falle eines Scheiterns an dieser Aufgabe eintretenden Folgen sind von den Migranten allein zu tragen (vgl. Kämper 2003). Die Festlegung dessen, was unter der *deutschen Leitkultur* überhaupt zu verstehen sei und worin diese im Kern bestehen solle, erfolgt im Übrigen primär dadurch, dass deutlich gemacht wird, was (und wer) nicht dazugehört; dieser *Leitkultur*-Diskurs schafft Ein- und Ausschlüsse.

2.3 Kultureller Rassismus – Zur Gefahr eines ethnozentrierten Kulturkonzepts

Ein Kulturverständnis aber, das die Heterogenität einer Gesellschaft leugnet und kulturelle Homogenität gebietet, ist aus unserer Sicht reaktionär und birgt eine nicht unerhebliche politische Brisanz, weil der Rückgriff auf die kulturelle Reinheit ethnischer Fundierung und ihr Abgrenzungsgebot auf einer kolonialistischen, völkischen Grundierung beruht und eine anti-pluralistische Grundhaltung zu erkennen gibt – jenseits einer Verortung in postkolonialen geopolitischen Verhältnissen (siehe z.B. Kerner 2011). Und von dieser ist es nicht weit zu Intoleranz und nationalistischem Totalitarismus, wie ein Blick auf die wiedererstarkten partikularistischen Nationalismen in weiten Teilen der Bevölkerung des ehemaligen Jugoslawien in den 1990er Jahren oder gegenwärtig auch in Ungarn uns deutlich vor Augen führt. Alternativ ließe sich der Blick auch rückwärts auf die deutsche Vergangenheit richten. Auch Welsch gelangt zu dieser Auffassung: dass »die gefährlichste Implikation des traditionellen Kulturkonzepts« in seiner im Kern »kultur-rassistischen Struktur« liege (Welsch 1994, S. 6). Die potentielle Gefährdung der Zivilgesellschaft durch Exklusion und Abgrenzung des *Eigenen* gegenüber dem *Anderen* bestehe

auch dann weiter fort, wenn Argumentation und Grenzmarkierung sich zwar nicht mehr auf einen plumpen »biologisch-ethnischen Rassismus« stützten, dennoch aber weiterhin auf dem Konstrukt der *ethnischen Gruppe* beruhten und einem Denken verhafteten blieben, welches den Bezugsrahmen der Nation oder des Staates als alleinig gültig betrachtet und dabei, gefangen in der Illusion kultureller Einheit, rekursiv – in Form einer zirkulären Beweisführung – »den Begriff der ›Kulturnation‹ bemüht« (ebd.).

»Wer würde schon zugeben, dass sich die meisten Deutschen ihre Landsleute als hellhäutig vorstellen?«, schreiben drei junge ZEIT-Journalistinnen in ihrem gemeinsamen Beitrag »*Meine Heimat, keine Heimat*« (Bota, Pham & Topçu 2012, S. 53). Foroutan zitiert Arno Widmann, der in einem im Jahr 2010 erschienenem Artikel (5.2.2010) in der Frankfurter Rundschau die Frage aufgeworfen hat, ob das Festhalten an einer »homogenen Fiktionalität«, also das Insistieren auf der Existenz kultureller Einheit, wie es in weiten Teilen der *autochthonen* deutschen Bevölkerung zu beobachten sei, nicht auch als historisch bedingt begriffen werden müsse – vor dem Hintergrund der Tatsache nämlich, dass es sich bei der deutschen Nachkriegsgesellschaft *de facto* um eine *rein deutsche* Gesellschaft gehandelt habe. Deren damalige in ethnischer Hinsicht (vermeintlich) tatsächlich gegebene Homogenität sei von der Mehrheit der Zeitgenossen als *normal* betrachtet worden, obgleich dieser vermeintliche Normalzustand nichts anderes gewesen sei als das »Resultat einer gewalttätigen ethnischen Säuberung« und Hinterlassenschaft des Nationalsozialismus (Widmann 2010). Hier zeigt sich, dass auch im journalistischen Diskurs deutsche Kolonialgeschichte unbenannt bleibt.

3 Transkulturelle Identitäten und Räume oder »Ethnisierung des Alltags«?

Wie ist es angesichts des ungebrochenen Festhaltens vieler an einem traditionellen Kulturkonzept nun bestellt um die Idee der Transkulturalität und um die angestrebte neue Art des Denkens jenseits eines Entweder-Oder nationaler und ethnischer Zu- und Festschreibungen von Menschen entsprechend ihrer kollektiven Herkunft? Welchen Stellenwert hat ein Kulturbegriff, der – mit den Worten von Welsch – »deskriptiv der Verfassung unserer heutigen Kulturen angemessen ist und der darüber hinaus auch den normativen Erfordernissen der Gegenwart Rechnung zu tragen vermag« (Welsch 1994, S. 1)? Was genau bedeutet eigentlich Transkulturalität, auf Grundlage welcher (Kultur-) Theorien und kulturphilosophischen Erkenntnisse wurde das Konzept entwickelt und was ist gemeint mit kultureller Hybridität und transkulturellen Räumen? Und welche Relevanz haben die dazugehörigen konzeptionellen Inhalte für eine transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie?

3.1 Durchblick: Transkulturalität als Konzept – Epistemologische Grundlagen

Allgemein gesprochen beschreibt Transkulturalität kulturelle Grenzüberschreitungen bzw. Übergänge; das Präfix *trans-* verweist auf die wechselseitige Beeinflussung von (in sich) heterogenen Kulturen und die reziproke Durchdringung unterschiedlicher Kulturen bzw. Subkulturen im Kontext *multikultureller* Gesellschaften (ebd.). Transkulturalität als Idee reicht somit deutlich weiter als die Vorstellung von einer *Multikulti-Gesellschaft*, geht konzeptionell darüber hinaus, denn der Entwurf einer multikulturellen Gemeinschaft anerkennt zwar kulturelle Vielfalt und versieht diese mit positivem Vorzeichen, bedient sich jedoch vielfach derselben Zuschreibungen und Ordnungsprinzipien, bei deren Anwendung Menschen kategorisiert werden nach ethnischen oder nationalen Herkunftskriterien (vgl. Römhild 2011; Ateş 2007). Das Konzept der Transkulturalität hingegen fußt auf der Idee, eindeutige Grenzen zwischen Kulturen grundsätzlich zu hinterfragen und betont gleichzeitig das konstruktivistische Moment einer veränderlichen, in stetem Wandel befindlichen Kultur. Der Begriff des transkulturellen Raums schließlich ist in mehrerlei Hinsicht zu verstehen: sowohl *topographisch*, bezogen auf einen real existierenden Ort, vor allem aber *ideell* und *identitär*, zur Kennzeichnung neu entstandener Denk- und Erlebnisweisen vor dem Hintergrund kultureller Durchmischung transnationaler kultureller und sozialer Praktiken.

Transkulturalität folgt einem bedeutungsorientierten, semiotischen Kulturbegriff im Sinne des Ethnologen Clifford Geertz (1973) und begreift Kultur als von Menschen gemachtes Bedeutungsgewebe, als veränderliches Produkt der stetigen Interpretationsleistung von den Mitgliedern einer Gesellschaft und deren symbolischer Ordnungen, Wahrnehmungen, Denkschemata, sozialer und kultureller Praktiken (vgl. Thomas 2003). Andererseits wird Kultur erkannt als Resultat machtgeleiteter Interessen – in diesem Punkt zeigen sich Überschneidungen mit zentralen, herrschaftskritischen Positionen der *postkolonialen Theorie* und deren Ablehnung eines totalitätsorientierten Kulturbegriffs. Indem der Diskurs zur Transkulturalität die Kritik gegenüber einem kulturellen Hegemonialstreben ebenso wie die Kritik gegenüber einer für unzulässig befundenen Ausblendung des historisch-situativen Kontextes aufgreift und zugleich den alternativen Gedanken einer Hybridität von Kultur konsequent fortführt, knüpft dies direkt an die *Writing Culture-Debatte* der 1980er Jahre sowie an die Beiträge der *Postcolonial Studies* (Hall 1994; Bhabha 2006; Ha 2007) an. Die Theoriebildung zu Transkulturalität ist somit aus einem Diskurs hervorgegangen, der selbst in postkolonialen Kontexten steht.

3.2 Hybridität von Kultur – Über Transnationalität und transethnische Jugendkulturen

Die Wendung *Hybridität der Kulturen* ist ein Leit- und Schlüsselbegriff der *Postcolonial Studies*, Kulturwissenschaften und anderer Disziplinen in Widerrede gegen holistisch-essentialistische Sichtweisen auf Kultur, Nation und Ethnie. Hybridität als Konzept wi-

dersetzt sich der Eindeutigkeit zugunsten einer Mehrdeutigkeit (Ackermann 2004). Nach Homi K. Bhabha bedeutet Hybridisierung *nicht* lediglich Vermischung von zwei ursprünglich *reinen* Elementen (diese Reinheit ist seiner Auffassung nach zu keinem Zeitpunkt wirklich gegeben); in dem Prozess der Hybridisierung werde vielmehr bereits Vermischtes noch weiter vermischt – wobei er betont, dass sich im Zuge der Überlappung und des Ineinandergreifens verschiedener *Kulturen* gerade die Grenz- und Randzonen als außerordentlich kreativ und kulturell produktiv erweisen (vgl. Bhabha 1994, 2006).

Insbesondere die Nachfolgenerationen der Zuwanderungsfamilien entwickeln regelhaft hybride (trans-)kulturelle Praktiken, die Elemente verschiedener kultureller Traditionen miteinander verbinden. Sie tun dies, indem sie sich kritisch auseinandersetzen mit den kulturellen Traditionen und dem Wertesystem ihrer Eltern wie auch mit den eigenen neuen Erfahrungen in der Diaspora der Migration und den Normen der Aufnahmegesellschaft. In den Einwanderungsländern entwickeln sich hybride, transethnische soziokulturelle Milieus, vor allem in Form transethnischer Jugendsubkulturen, die sich losgelöst von dem Sortierschema nationaler und ethnischer Herkunft differenzieren (Römhild 2011, S. 37). Mit diesem Phänomen sind Jugendlichen-Psychotherapeuten und -Psychiater, Sozialpädagogen, ebenso Lehrer und Erzieher im Rahmen ihrer täglichen Arbeit massiv konfrontiert. Und daraus ergeben sich, wie wir noch ausführlicher betrachten werden, einige nicht unerhebliche Weiterungen des Bedeutungshorizonts von *transkulturell* und folglich auch der Blickrichtung bzw. des Betrachtungsgegenstands *transkultureller Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie*.

3.3 Wider besseren Wissens – Ethnisierungspraktiken der Aufnahmegesellschaft

Ungeachtet dessen steht dem Transkulturalitätskonzept und der daraus abzuleitenden Forderung nach Überwindung der gesellschaftlichen Praxis interkultureller Abgrenzung *de facto* eine gegenläufige Tendenz gegenüber, nämlich die »Macht der Ethnisierung« (Römhild 2007, S. 158). Gemeint ist das Festhalten der Dominanzgesellschaft an alterhergebrachten Überzeugungen sowie die noch nicht überwundene Tendenz einer gesellschaftlichen Produktion von ethnischen Minderheiten zur Profilierung der eigenen, nationalen Identität. In ihrem Aufsatz beschreibt Römhild, wie und auf welchen Wegen im Alltag der Einwanderungsgesellschaft diese Praxis der Ethnisierung erfolgt und welche Bedeutung den Fremdzuschreibungen seitens der Mehrheitsgesellschaft einerseits und, andererseits, den Selbstpositionierungen von betroffenen Personen mit Migrationshintergrund in diesem Prozess zukommt (ebd.).

Die Ethnisierung innerhalb der Aufnahmegesellschaft vollziehe sich, wie sie anhand von Beispielen erläutert, entlang verschiedener Demarkationslinien, sowohl in Form einer räumlichen Trennung bzw. Segregation von Migranten durch die vielerorts nicht zu leugnende Tendenz einer Ghettoisierung, d.h. Entstehung sozialer Problemviertel (mit überdurchschnittlich hohem *Ausländeranteil*), als auch infolge einer Ethnisierung gesellschaftlicher Institutionen, die auf eine subtilere Weise einen Beitrag leisten zur Konstituie-

rung einer Hierarchie zwischen nationaler Mehrheit und *ethnischen Minderheiten*. Betroffen davon sind unterschiedliche Gebiete des gesellschaftlichen Lebens, allen voran aber die Einrichtung Schule und der gesamte Bildungssektor. Freier Zugang zu diesem ist insbesondere aufgrund der Sprachbarrieren vieler Menschen mit Migrationshintergrund häufig immer noch erschwert. Dies gilt auch für weitere Gesellschaftsbereiche wie Justiz und Verwaltung und betrifft letztlich die Partizipation in sämtlichen gesellschaftlichen Handlungsfeldern.

Für Römhild ist das Bildungssystem ein »exemplarischer Ort der Herstellung ethnischer Differenz« (ebd., S. 161). Sie kritisiert, dass die Schule, die sich als Institution einer nach wie vor nationalstaatlich gefassten Gesellschaft ausschließlich dem Ideal des einheimischen Bildungsbürgers verpflichtet fühle, nicht angemessen auf die eingetretenen soziostrukturellen Veränderungen reagiere und, mit Blick auf die an *Migrantenkinder* gerichteten Anforderungen, in mehrerlei Hinsicht von falschen Vorstellungen ausgehe – insofern, als dass sie prinzipiell eine »Normalbiographie« (ebd., S. 162) ebenso als selbstverständlich voraussetze wie »bereits vorab erworbene gute Kenntnisse der deutschen Sprache«; außerdem erwarte die Schule eine schon vor der Einschulung, im Elternhaus und in den Kinderbetreuungseinrichtungen, erfolgreich abgeschlossene, »soziale Integration« der Kinder. Konfrontiert mit den Folgen, fühle sich die Schule allzu häufig explizit nicht zuständig für die Behebung jener Ursachen, welche den ausgemachten und als »Normabweichung« deklarierten, sozialen und kulturellen Defiziten in Migranten- und Unterschichtsfamilien zugrunde liegen. Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund würden somit auf der Grundlage der Abweichung von der vorausgesetzten »Normalbiographie« als *Fremde* klassifiziert und auf diese Weise im Schulalltag zu gesondert behandelten *Problemfällen*. Ob ihrerseits die Schule selbst den Erfordernissen einer *de facto* transnational und postkolonial verfassten Einwanderungsgesellschaft ausreichend Rechnung trägt, werde hingegen nicht hinterfragt (ebd.).

4 Vom Unbehagen zwischen den Kulturen zur postintegrativen Perspektive

Die zuvor beschriebenen Praktiken der Ethnisierung finden sich keineswegs nur innerhalb der Aufnahmegesellschaft, sondern gleichermaßen auch in den Reihen der (Post-) Migranten. Der *ethnisierte Blick* beeinflusst das Denken dieser Gruppe im selben Maße, sei es als Gegenreaktion im Dienste der Selbstbehauptung, getragen von der Idee, das *Eigene* gegenüber dem *Anderen* zu verteidigen. Das Bemühen um kulturelle Selbstverortung und gemeinschaftlichen Rückhalt führt somit bisweilen zu einer Selbstabschottung, und diese trägt als angewandte Taktik kollektiver, identitärer Selbstvergewisserung und Selbst-Ethnisierung zur Konsolidierung des *Status quo* einer ethno-national begründeten kulturellen Differenz in nicht unerheblichem Maße bei. Wichtig ist zudem, dass die im Rahmen dieser Selbstpositionierung zu beobachtende Abgrenzung sowohl gegenüber der (autochthonen) Aufnahmegesellschaft vollzogen werden kann, als auch – bisweilen in noch entschiedenerer Form – gegenüber anderen Migrantengruppen (Römhild 2007,

2011). Solche Konflikte und Rivalitäten zwischen verschiedenen *Nationalitäten* untereinander haben in Deutschland, insbesondere infolge der (vielfach quasi automatisch erfolgten) Einbürgerung von *Herkunftsdeutschen* aus den Ländern Osteuropas und der ehemaligen Sowjetunion, zu erheblichen, teilweise gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen *den Türken* und *den Russen* oder *den Polen* geführt.

4.1 Einblick: Migrantische Lebenswelten – Zum Problem des Heimatbegriffs

Das Verlassen einer Heimat ist inhärentes Motiv des Phänomens Migration. Für Menschen mit Einwanderungsbiographie ergibt sich im Zusammenhang mit dem Heimatbegriff somit *a priori* ein Definitionsproblem. Dieses besteht darin, dass die eindeutige Festlegung und Verortung von Heimat im Falle fortbestehender verwandtschaftlicher Beziehungen und anderweitiger Verbindungen in das Herkunftsland schwer möglich ist. Für die Nachfolgenerationen kommt hinzu, dass sich Herkunftsbezug und emotionale Rückkehrproption infolge der Sozialisation im Einwanderungsland häufig bereits verloren haben, nunmehr nur noch virtuell erscheinen. Mithin enthält die imaginierte, virtuelle Rückkehrproption für die Nachfahren ohne direkte Migrationserfahrung, die sich nicht selten eines Drucks seitens der *Community* hinsichtlich einer ihnen abverlangten Traditionspflege ausgesetzt sehen, überwiegend bereits einen Moment von »*invented tradition*« (Hobsbawm 1983) – wobei sich Familienlegende und externe Zuschreibung bei der Ausgestaltung derselben miteinander vermischen. Ein unbefangener Umgang mit dem Thema nationaler bzw. kultureller Identität und die inhaltliche Besetzung des Begriffs *Heimat* gestalten sich für viele Postmigranten somit schwierig. Ein authentisches Heimatgefühl ist ihnen nur vom Hörensagen bekannt und weicht bisweilen dem Bewusstsein von Heimatlosigkeit, begleitet von dem Bestreben, Loyalität in beide Richtungen zu zeigen.

4.2 Die postintegrative Perspektive – Zum Selbstverständnis junger Postmigranten

Ungeachtet des zeitweiligen Empfindens eigener Entwurzelung wird die Tatsache ihrer kulturellen Mehrfachzugehörigkeit und Mehrsprachigkeit von Menschen mit Migrationshintergrund zumeist als bereichernd wahrgenommen. Längst haben sie erkannt, welche positiven Auswirkungen die Öffnung Deutschlands und der Zuzug von Migranten auf den Alltag genommen haben. Sie sind sich der Bereicherung der Landeskultur durch die Konfrontation mit anderen Sitten, Gebräuchen und Mentalitäten voll bewusst – auch deshalb, weil ihnen ein immer größerer Teil der *autochthonen Eingeborenen* davon berichtet: von der eingetretenen größeren Lockerheit und Offenheit im Umgang miteinander, den sich verändert habenden, herzlicheren Begrüßungsritualen, der sichtbaren Tendenz zur Verlagerung des Lebens aus der guten Stube raus auf die Straße, der Bereiche-

rung der Esskultur u.v.m. – Deutschland ist, da besteht kein Zweifel, kosmopolitischer geworden, irgendwie bunter und besser gelaunt, und zurecht reklamieren immer mehr *fremdländisch*, *anders* aussehende Menschen, dazuzugehören und *deutsch* zu sein. Insbesondere die Nachkommen von Zuwanderern aus Südeuropa sind stolz auf die *Mediterranisierung* des allgemeinen Lebensgefühls, im Speziellen auf den Einfluss, den mediterrane Lebensart und Ästhetik seit Jahren im Bereich Mode und Design sowie innerhalb der Sphäre selbstinszenierter, jugendlicher Subkulturen und transurbaner Partyszenen ausüben (Römhild 2011). Selbiges gilt für *Orient-Deluxe*-Parties und die Reminiszenzen osteuropäischer oder (ost-)asiatischer Kulturfragmente sowie für die Klassiker unter den musikalisch-kulturellen Importschlagern nicht-europäischer Herkunft, die latein-amerikanischen Beiträge zum globalen Partyglück, die längst Eingang gefunden haben in die hybriden Stilmixturen und die transkulturellen Transiträume einer internationalen Independent-Szene.

Offensichtlich ist, dass diese Neuinterpretationen und Hybridisierungen einzelner kultureller Versatzstücke im Schmelztiegel transethnischer und global-postkolonialer (Jugend-)Kulturen zumeist nur noch wenig gemeinsam haben mit den ursprünglich von der Einwanderungsgeneration mitgebrachten *authentischen* kulturellen Inhalten (El-Tayeb 2004). Sie sind nicht simples Ergebnis einer nostalgischen Rückbesinnung auf das kulturelle Erbe oder Ausdruck verzweifelter Wiederbelebungsversuche zum Erhalt elterlicher Traditionen; ebenso wenig sind sie bloße Reproduktionen ethnisierender Zuschreibungen im Dienste der Klischeeerfüllung. Sie stellen vielmehr mehr oder weniger kreative Neuschöpfungen dar und zeugen von dem jugendlichem Bedürfnis nach Selbstermächtigung, Neuerfindung und generationseigener Abgrenzung vor dem Hintergrund des Wissens um die Bedeutung und Wirkung ethno-nationaler Ordnungsmuster für die Gesellschaft. Die Selbstinszenierung deutsch-türkischer Hip-Hop-Protagonisten und anatolisches Liedgut weisen nur noch wenige Gemeinsamkeiten auf, sind Lichtjahre voneinander entfernt (Çağlar 2001).

Dass die zunehmende Tendenz einer transnationalen und transkulturellen Verflechtung nicht ausschließlich auf jugendliche Szenekulturen beschränkt bleibt und sich keineswegs nur auf oberflächliche und schnelllebige Modetrends bezieht, sondern auch Einfluss nimmt auf intellektuelle Aktivitäten und hochkulturelle Produktionen, verrät ein Blick auf die zeitgenössische Kunst-, Musik-, Literatur- oder Filmszene (Ha 2014). Es sind u.a. die Filme von Fatih Akin oder Yilmaz Arslan und die Bücher von Wäis Kiani oder Wladimir Kaminer, mittels derer man genauso viel über Transkulturalität und postmigrantische Lebenswelten erfahren kann, wie aus der Lektüre sozial- und kulturwissenschaftlicher Abhandlungen.

4.3 Die Neuen Deutschen und das neue Deutschland – Standortbestimmung

Ein Resultat dieser Entwicklungen ist das mittlerweile gewachsene Selbstbewusstsein einer Gruppe, die zunehmend häufiger als die *Neuen Deutschen* bezeichnet werden. Insbe-

sondere für jenes Drittel von Postmigranten, die vom Mikrozensus als Menschen ohne eigene Migrationserfahrung geführt werden, sei – so Foroutan – Integration kein Diskussionskriterium ihrer Selbstbeschreibung. Sie fühlen sich angekommen in der Gesellschaft. Gemeinsam ist ihnen, dass sie die des Öfteren an sie gerichtete ethno-nationale Frage nach Herkunft und Zugehörigkeit bisweilen genervt, meist jedoch verständnisvoll lächelnd zurückweisen. Und dass sie sich mit dem ihnen eigenen transkulturellen Denken und ihren Visionen einer hybriden Lebensführung zunehmend einschalten in den gesellschaftlichen Diskurs und in die Gestaltung eines Landes, dessen Zukunft auch von ihrem innovativen Potential abhängen wird. Das Besondere und Emanzipatorische dieser Generation der *Neuen Deutschen* liege darin, dass sie »mit ihren eigenen Selbstentwürfen der Gesellschaft längst vorlebt, was die Öffentlichkeit noch diskutiert« (Foroutan 2010, S. 13).

Anknüpfend an die eingangs aufgeworfene diskursanalytische Frage der korrekten Bezeichnungspraxis ergibt sich für Foroutan auch hier ein Problem der Begriffsdefinition: Wer genau sind die *Neuen Deutschen*, wer gehört dazu (und wer nicht)? Die einfache Festlegung »deutsche Staatsbürgerschaft plus Migrationshintergrund« (vgl. Wunderlich 2005) erscheint insofern problematisch, als dadurch eine Unterscheidung vorgenommen wird zwischen denjenigen Personen mit Migrationshintergrund, die in Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft sind (etwa die Hälfte) und denen, die keinen deutschen Pass besitzen. Das eigentliche Dilemma aber sieht Foroutan darin, dass die Verwendung des Ausdrucks *neu* implizit die Frage provoziere, wer denn die *alten* Deutschen seien. In der so geschaffenen Differenzmarkierung werde »die diskursive Trennungslinie zwischen multiethnischen und monoethnischen Bürgern Deutschlands reproduziert« (Foroutan 2010, S. 12) und diese diskursiv hervorgebrachte Trennung entlang ethnischer und nationaler Herkunftskriterien sei kulturalisierend und deshalb abzulehnen. Foroutan plädiert für einen alternativen Bedeutungshorizont durch Veränderung der Betrachtungsweise und Zuordnung des Begriffs des *Neuen Deutschen* zu einer bestimmten affirmativ-ideologischen Haltung und Einstellung, einschließlich des dazugehörigen Verständnisses von »Deutschland als Einwanderungsland, global player, politisch normativer Friedensakteur« (ebd.). Deutschsein ist fortan nicht mehr gebunden an phänotypische Merkmale, ethnische Herkunft, Genetik und Abstammung, sondern »Chiffre für die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Land« (ebd., S. 14). Diskursanalytisch relevant werden diese Benennungspraktiken also mit Blick auf ihre soziale Wirkmächtigkeit und die von ihnen implizierten Ein- und Ausschlüsse.

5 Transkulturalität in der Kinder-/Jugendpsychiatrie, Psychologie und Pädagogik

Aus den vorangestellten Ausführungen zum Wandel des Kulturbegriffs, der theoretischen Auseinandersetzung mit Bedeutung und Inhalt von Transkulturalität und dem gewonnenen Einblick in postmigrantische Lebenswelten ergeben sich einige folgenreiche nachfolgend zu diskutierende Konsequenzen. Allein das Erkennen der faktisch gege-

benen, transnationalen und transethnischen Verfasstheit der postkolonial geprägten Einwanderungsgesellschaft sollte beim Leser die nötigen Anstrengungen provozieren, um hinsichtlich der mehrdimensionalen Bedeutung des Adjektivs *transkulturell* und der damit verbundenen Implikationen zu einem tieferen Verständnis vorzudringen. Es ist deutlich geworden, dass die Beschränkung auf ein einseitiges Sortierschema, welches Menschen nach ethno-nationalen Herkunftskriterien kategorisiert, angesichts der multiplen transnationalen und transkulturellen Verflechtungen nicht mehr trägt.

5.1 Ausblick: Allgemeine Implikationen des Transkulturalitätsparadigmas

Wie von Römhild (2007, 2011) und Welsch (1994, 2010) wiederholt hervorgehoben, führt speziell das Wissen um Hybridisierungsprozesse und *transethnische Amalgamierung*, wie sie besonders in den transnationalen Jugendbewegungen sichtbar werden, fast zwangsläufig zu einer Erweiterung des Begriffs *transkulturell*. Dessen Bedeutungshorizont erstreckt sich nicht mehr nur auf ethnische Transkulturalität, sondern viel allgemeiner auf die kulturelle Pluralität und heterogene Verfasstheit der Gesamtgesellschaft. Es werden also fortan auch die selbstproduzierten subkulturellen Identitäten und deren interne Differenzierungen im Binnenraum mitbetrachtet. Transkulturalität betrifft nicht nur die gesellschaftliche Makroebene, die heutigen Jugendlichen sind zunehmend *in sich* transkulturell (Welsch 2010). Insbesondere die jüngste Generation von Postmigranten zeichnet sich dadurch aus, dass sie erstens in verschiedene, in sich heterogene soziokulturelle und sozioökonomische Milieus differenziert ist, die quer zu den Herkunftsnationalitäten verlaufen, und zweitens dass sie im Alltag neue transethnische, subkulturelle Szenen mit jeweils eigenen inkorporierten Sinn- und Handlungsmustern, kulturellen Alltagsroutinen, Überzeugungen, Weltbildern, sozialen Umgangsformen und Ritualen entwickelt, welche sich dann nicht mehr ohne Weiteres zurückführen lassen auf eine Herkunftsgemeinschaft, weil sie ihrer Struktur nach bereits transnational und transkulturell hybridisiert sind – vgl. hierzu auch das Konzept der »Super-Diversity« (Vertovec 2007). Besonders deutlich zeigt sich dies in den grenzüberschreitenden Jugendbewegungen, in deren Kontext stets neuartige *trends & styles* geboren werden, die sich dann, meist unter dem Einfluss einer kommerziellen Musik- und Mode-Industrie, in urbanen Metropolen weiter ausdifferenzieren und alsdann auf die Gesellschaft als Ganzes zurückwirken.

Für Kinder- und Jugendpsychiater, Psychologen und Pädagogen sind die neu entstehenden transethnischen Milieus und Szenen samt ihrer hybriden kulturellen und sozialen Praktiken hoch relevant, denn die kulturelle Identitätsbildung ist eine der zentralen Entwicklungsaufgaben des Heranwachsenden. In den Gesprächen mit Jugendlichen und für deren Interaktion untereinander ist die Auseinandersetzung mit Szenekulturen, die sich nicht an die Grenzen der Nation (und deren vermeintliche *Leitkultur*) halten, ein ausgesprochen wichtiges Thema. Weil die Beschäftigung mit diesen Inhalten vor allem während der Adoleszenz immens großen Raum einnimmt und die Selbstkategorisierung – als *independent, emo, new waver, rocker, gothic, punk, hippie, hip-hop, raver, gamer, skater, straight edge, cosplayer, queer, visual kei* oder als schlichtweg *normal* – untrennbar

verwoben ist mit allgemeineren Fragen der Identitätsfindung, spielt die Kenntnis dieser jugendkulturellen Szenen für ein besseres Verständnis der Minderjährigen eine nicht unerhebliche Rolle – unabhängig davon, ob diese einen Migrationshintergrund haben oder nicht. Denn Transnationalität und Transkulturalität sind nicht zuletzt wegen dieser grenzüberschreitenden Jugendbewegungen längst nicht mehr nur an die biographische Erfahrung der Migration geknüpft.

Eine wichtige Herausforderung liegt darin, nicht selbst in die Falle der institutionalisierten Ethnisierung zu treten, d.h. darauf zu achten, sich bei der Formulierung wissenschaftlicher Fragestellung oder Beantwortung derselben nicht von einem ethnisierenden Blick und einem unreflektierten methodischem Nationalismus leiten und darüber in die Irre führen zu lassen (vgl. Beck 2004). Im Umkehrschluss bedeutet dies, das »Paradigma der kulturellen Differenz«, wie Sökefeld (2004) es nennt, immer wieder aufs Neue kritisch zu hinterfragen. Anstatt vermeintlich *kulturell* bedingte Unterschiede auf ethno-nationale Kausalitäten zurückzuführen, gilt es, deren häufig vorrangig *sozioökonomische* Bedingtheit zu erkennen (sog. »Unterschichtsparadigma« – vgl. KIGGS, Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland 2007; Deutscher Bundestag 2009).

5.2 Spezielle Anforderungen an transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie

Trotz all dieser im Zuge unserer bisherigen Überlegungen vorgenommenen Relativierungen der Auswirkung kultureller Differenz, kann und soll dieser Einflussfaktor und dessen grundsätzliche Bedeutung im Alltagsleben der Menschen natürlich nicht vollständig negiert werden. Es scheint jedoch notwendig, die Reduktion von Kultur auf einen ethno-nationalen Geltungsbereich zu hinterfragen und die entsprechenden begrifflichen Revisionen vorzunehmen. Gleichwohl gibt es eine Vielzahl von Fragen im Zusammenhang mit den unterschiedlichen, kulturabhängigen Sozialisationsbedingungen, unter denen ein Kind aufwächst und die das Denken und Handeln seiner Eltern oder sonstiger Erziehungspersonen so nachhaltig beeinflussen, dass es ein grober Fehler wäre, diese in der Behandlung von Familien mit Migrationshintergrund gänzlich zu übersehen oder in ihrer Bedeutung nicht genügend zu würdigen. Das Ausblenden (sozio-)kultureller Milieufaktoren einschließlich des religiösen Bezugssystems wäre unvereinbar mit einem Krankheitsverständnis, welches psychische Störungen als mehrdimensionale, multifaktoriell bedingte Prozesse versteht. In besonderer Weise gilt dies selbstverständlich für die angemessene Berücksichtigung etwaiger Traumatisierungen im Zusammenhang mit (Bürger-)Kriegserlebnissen, Verfolgung, Vertreibung und Flucht.

Neben den allgemein formulierten Aufgaben gibt es somit eine ganze Reihe spezifischer Anforderungen an die transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie und Pädagogische Psychologie. Die Aufgabenstellung ist dabei schon deshalb sehr komplex, weil die Grenzziehung zwischen *noch normalem* und *bereits pathologischem* Erleben und Verhalten nicht unabhängig ist von kulturellen Determinanten und kulturgebundenen Bewertungsmaßstäben. Interkulturelle Unterschiede finden sich bei den Krankheitskon-

zepten, speziell im Verständnis psychischer Erkrankungen (Schier 1992), und in kulturell differenten Ausdrucksformen (Assion 2005) oder Ausprägungen von Symptomen (Heise 2005). Als Beispiel sei die überdurchschnittliche Häufigkeit körperlicher Funktionsstörungen neurasthenisch-hypochondrischer Prägung und somatisierter depressiver Syndrome bei Migranten genannt. In Analogie dazu können die Anorexia und Bulimia nervosa als typische Erkrankungen der westlichen Industrienationen angeführt werden. Der Hinweis, dass das Diagnostisch-statistische Manual (DSM) der Amerikanischen Psychiatrischen Vereinigung auch in seiner aktuellsten Fassung (DSM-5) nicht als kultureutral gilt, erscheint angebracht (vgl. Calliess/Behrens 2011). Darüber hinaus gibt es große kulturabhängige Diskrepanzen hinsichtlich der Vorstellungen des richtigen Erziehungsverhaltens, der Eltern-Kind-Beziehung und der Aktivierung *nicht-westlicher* Bewältigungsstrategien im Krankheitsfall – z.B. Rückgriff auf innerfamiliäre Ressourcen – (Schepker et al. 2003), sowie grundsätzlich divergierende Lebenseinstellungen und religiöse oder sonstige weltanschauliche Überzeugungen.

Aus der eigenen beruflichen Erfahrung heraus wäre allen voran der kulturell und religiös stark beeinflusste Umgang mit dem Thema Sexualität in all seinen Facetten zu nennen. Ultrakonservative, allgemein sexualfeindliche Positionen oder die feindselige Ablehnung homosexueller Lebensformen finden sich aber keineswegs nur in Familien mit islamischer Religionszugehörigkeit, sondern auch in den Reihen streng gläubiger Christen und anderen Bekenntniskulturen. Selbiges gilt für Fragen der Emanzipation und gesellschaftlichen Stellung der Frau. Alle genannten Punkte sind für die Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie hoch relevant. Die vielfältigen Aspekte hier in Gänze zu beleuchten, würde den Rahmen sprengen. Wir verweisen auf die Standardwerke von Machleidt/Heinz (2011) und Schepker/Toker (2009). Darin wird auch der fachinterne Diskurs um den *Alpha-Bias* (Migrantenkinder sind anders als wir, man kann sie nicht verstehen und braucht Spezialisten) gegenüber dem *Beta-Bias* (alle Menschen sind in ihrer Entwicklung und ihrer Psychopathologie gleich) ausführlich erörtert. Wir vertreten die Auffassung, dass insbesondere die individuelle Psychodynamik psychischer Störungen nur im Kontext des jeweiligen kulturellen Kontextes verstanden werden kann – wobei letzterer als transkulturell verfasst zu verstehen ist.

Grundsätzlich ist festzuhalten: Ein der Transkulturalität verpflichtetes Denken jenseits der simplifizierenden Kategorisierung nach Kriterien der Ethnie und der Nation und das wissenschaftliche Bemühen darum, (trans-)kulturelle Überschneidungen und Eigenheiten aufzuspüren und diese ggf. als Kausalfaktoren zu identifizieren, schließen einander keinesfalls aus, stehen nicht im Widerspruch zueinander, sofern letzteres reflektiert erfolgt und die Erweiterung des Kulturbegriffs sowie nicht-ethnische migrations-spezifische Faktoren (sozioökonomische Aspekte, Marginalisierung, Notwendigkeit der neuen Identitätsbildung etc.) dabei berücksichtigt werden. Ein Halbwissen über Migration führt nicht weiter und wird den speziellen Anforderungen im Umgang mit psychisch kranken Migrantenkindern nicht gerecht.

Im Ergebnis der bisherigen Ausführungen kommen wir zu dem Schluss, dass ein im Feld der transkulturellen Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie tätiger Therapeut besondere Qualifikationen mitbringen muss. Es ist darauf hinzuwirken, dass der Erwerb

spezieller Kenntnisse auf dem Gebiet der Sozialanthropologie, Kulturwissenschaften und der transkulturellen Psychiatrie Eingang findet in die Aus- und Weiterbildungscurricula – eine Forderung, die nicht besonders neu, jedoch noch keineswegs befriedigend erfüllt ist (Stubbe 1995). Eine belastbare Bedarfsanalyse bezüglich der für eine ausreichende Versorgung zahlenmäßig vorzuhaltenden Therapeutenkapazitäten liegt nach unserem Kenntnisstand derzeit nicht vor; diesbezügliche Schätzungen beruhen auf der Bevölkerungsstatistik und dem prozentualen Anteil von Migrantenkinder an dem Inanspruchnahme-Gesamtklientel. In jedem Fall ist von einer deutlichen Unterversorgung bei gleichzeitig fortbestehenden Inanspruchnahme-Barrieren auszugehen (Scheper et al. 1999). Offen zutage getreten ist die defizitäre Versorgungssituation im Rahmen der sogenannten *Flüchtlingskrise* im Jahr 2015, als die unzureichende Vorbereitung der ambulanten und stationären Versorgungseinrichtungen auf die große Zahl von behandlungsbedürftigen Kindern und Jugendlichen besonders deutlich geworden ist.

5.3 Schlussfolgerungen und Fazit

Angesichts der Prognosen zur demographischen Entwicklung mit weiterer Zunahme des Anteils von Kindern mit Migrationshintergrund ist es erforderlich, dass sich auch diejenigen Psychotherapeuten mit dem Konzept Transkulturalität auseinandersetzen, die nicht explizit in Spezialsprechstunden für transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie beschäftigt sind. Ferner scheint es angebracht, für eine transkulturelle Selbstpositionierung und eine entsprechende Haltung innerhalb der Fachgesellschaften zu plädieren. Diese bezieht sich auf ein eindeutiges Bekenntnis zum Transkulturalitätsparadigma in seiner *deskriptiven* Funktion, zur Beschreibung des faktisch Gegebenen, wie auch in seiner *normativen* Funktion, zur Festlegung des anzustrebenden Ziels. Es geht darum, den Gedanken der Transkulturalität für die psychiatrisch-psychotherapeutische Praxis wie auch für die (sozial-) pädagogische Arbeit und weitere gesellschaftliche Handlungsfelder fruchtbar zu machen, und zwar im praktischen und operativen Sinne als Gesellschafts- und Erziehungskonzept (Gölich et al. 2006). Angesichts der neuen, durch die große Zahl von in Deutschland Schutzsuchenden entstandenen Herausforderungen erscheint dies wichtiger denn je – insbesondere in Anbetracht der veränderten, aus unserer Sicht bedenklichen (parteien-)politischen Situation im Lande.

Wichtig und hilfreich ist in dem Zusammenhang auch die Erkenntnis der eigenen kulturellen Formation als transkulturell und transnational, also die Reflexion der Tatsache, selbst durch vielfältige Einflüsse und unterschiedliche kulturelle Anteile geprägt worden zu sein – und zwar innerhalb einer postkolonial verfassten globalen Ordnung. Welsch (1994, 2010) verweist in diesem Kontext auf Zuckmayers Roman »Des Teufels General«. Er tut dies, um einen Beleg dafür zu liefern, wie sehr gerade die deutsche Kultur angesichts ihrer vielfältigen Verflechtungen und Beeinflussung durch andere europäische, ideen- und geistesgeschichtliche Strömungen als von Grund auf transkulturell verfasst zu begreifen ist. Das Bewusstsein der eigenen, kulturellen *patchwork*-Identität ist

Teil der vom Therapeuten oder Pädagogen geforderten transkulturellen Selbstpositionierung. Dieser muss imstande sein, die vermeintlichen Gegensätze der Eigenheit (des Eigenen) und des Andersseins (des Fremden) zu überwinden; er muss Selbstverständlichkeiten infrage stellen und die Alternativen des Eigenen und des Fremden in ihrer Verfasstheit als Mischung und Durchdringung zu denken vermögen. Nur unter diesen Voraussetzungen wird er die Idee der Transkulturalität glaubhaft vertreten können – und zwar sowohl innerhalb der therapeutischen Beziehung, im Kontakt mit (Post-)Migranten, als auch im öffentlichen Raum, in seiner Funktion als Repräsentant eines sozial- und gesellschaftspolitisch engagierten Berufsstandes und als Vorreiter eines modernen, der Verfasstheit unserer heutigen Gesellschaft angemessenen Kulturverständnisses.

Es ist ohne jede Frage so, dass ein Bekenntnis zur Transkulturalität auch ein politisches Bekenntnis darstellt, welches mit der Entscheidung einhergehen sollte, im gesellschaftlichen Diskurs eindeutige Stellung zu beziehen. Dies bedeutet, sich klar zu positionieren gegenüber Stammtischparolen zur *Deutschen Leitkultur*, Forderungen nach einem *Migrantenschlüssel* in Schulen oder sonstigen Formen der gesellschaftlichen Ausgrenzung, einschließlich der vorbeschriebenen Praktiken der Ethnisierung im Alltag oder anderen, weniger verdeckten Ausdrucksformen von (kulturellem) Rassismus. Die eingangs erwähnte Sarrazin-Debatte, der Aufstieg der *AfD*, der sogenannten *Pegida*-Bewegung und anderer rechtsgerichtet-nationalistischer, offen *fremden*-feindlicher Gruppierungen in vielen Staaten Europas liefern einen Beleg für die zyklische Wiederkehr der Thematik in Abhängigkeit von Konjunktur und tagespolitischen Beiträgen Einzelner. Sie zeigt auch die Empfänglichkeit weiter Teile der Bevölkerung für unverhohlenen rassistische Äußerungen, simplifizierende Erklärungen und rechtspopulistische Aufrufe zur Verteidigung des *Inländerprimats*, d.h. vermeintlich ererbter Vorrechte gegenüber dem Schreckgespenst angeblicher *Überfremdung* und *Parallelgesellschaften*.

Es dürfte klar sein, dass die Entschlossenheit, mit der sich der transkulturell Bekenkende gegen jegliche Form von Intoleranz stemmt, immer dieselbe ist, unabhängig davon, von wem sie ausgeht, gegen welche Minderheit oder Partialkultur sie sich richtet und auf welcher politischen, weltanschaulichen oder religiösen Grundlage sie beruht. Besorgniserregend ist der Zulauf, den nach wie vor rechtsextremistische Gruppierungen besonders unter Jugendlichen haben; selbiges gilt für die Faszination, die in den Augen einer wachsenden Zahl von jungen muslimischen (Post-)Migranten von islamistischen und salafistischen Gruppen ausgeht. Die Vielschichtigkeit von Gewaltphänomenen unter muslimischen Jugendlichen mit Migrationshintergrund bietet Anlass für gesonderte Untersuchungen (Toprak/Nowacki 2010).

Die kollektive Bereitschaft zu wechselseitiger Toleranz und Anerkennung unterschiedlicher Identitätsformen beeinflusst, neben anderen ideellen und materiellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, das psychische Befinden eines jeden Einzelnen. Abgesehen von der Frage berufsethischer Verpflichtungen hinsichtlich einer angemessenen (nicht nur) medizinisch-psychologischen Versorgung von in Not geratenen Kindern und deren Familien sowie der Frage nach persönlicher Bereitschaft zur Übernahme staatsbürgerlicher Verantwortung berühren diese Punkte somit auch Überlegungen bezüglich präventiver Denk- und Handlungsansätze innerhalb der Kinder-/Jugendpsychia-

trie und pädagogischen Psychologie – vorrangig die Möglichkeiten einer *Verhältnis-Prävention*, also die versuchte Einflussnahme auf gegebene, sich negativ auswirkende Gesellschaftsbedingungen. So gesehen kann transkulturelles Denken, indem es auf Integration statt Ausgrenzung zielt, auch einen Beitrag zur Prävention leisten.

Unter all diesen Gesichtspunkten betrachtet ist Transkulturalität für Kinder-/Jugendpsychiater, -psychologen und Pädagogen also in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung:

- als bereits Realität gewordene, das Alltagsleben unserer Patienten bzw. Schüler (wie auch uns selbst) bestimmende, nicht zu verleugnende *gesellschaftliche Tatsache*,
- als große berufliche Herausforderung und mit Blick auf die vielen offenen Forschungsfragen als eine wichtige *Aufgabe (und zugleich Chance) für die Zukunft*,
- als Anlass für den Therapeuten/Pädagogen zur Reflexion der eigenen, hybriden kulturellen Identität (Mikroebene) und als implizite *Aufforderung zur Selbstpositionierung*, sowie
- als visionäres Erziehungs- und Gesellschaftskonzept (Makroebene) mit dem damit verbundenen gesellschaftspolitischen *Auftrag zur sukzessiven Umsetzung* desselben.

Literatur

- Ackermann, A. (2004): Das Eigene und das Fremde: Hybridität, Vielfalt und Kulturtransfers. In: F. Jaeger/Rüsen, J. (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Band 3. Stuttgart und Weimar: Verlag J. B. Metzler, S. 139–154.
- Akyün, H. (2011): Was ist Heimat. In: Sezgin, H. (Hrsg.): Manifest der Vielen. Deutschland erfindet sich neu. Berlin: Blumenbar-Verlag, S. 313–320.
- Assion, H. J. (2005): Migration und psychische Krankheit. In: Assion, H. J. (Hrsg.): Migration und seelische Gesundheit. Heidelberg: Springer, S. 133–155.
- Ateş, S. (2007): Der Multikulti-Irrtum. Wie wir in Deutschland besser zusammenleben können. Berlin: Ullstein.
- Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bhabha, H. K. (1994): The Location of Culture. London: Psychology Press.
- Bhabha, H. K. (2006): Cultural diversity and cultural differences. In: Ashcroft, B./Griffiths, G./Tiffin, H. (Hrsg.). The Post-Colonial Studies Reader. 2nd edition. London und New York: Routledge, S. 155–157.
- Bota, A. /Pham, K./Topçu, Ö. (2012): Meine Heimat, keine Heimat. In: dies. (Hrsg.): Wir neuen Deutschen. Hamburg: Rowohlt, S. 49–59.
- Çağlar, A. (2001): Management kultureller Vielfalt. Deutsch-türkischer Hip-Hop, Rap und Türktop in Berlin. In: Hess, S./Lenz, R. (Hrsg.): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Königsstein: Helmer, S. 221–241.
- Calliess, I. T./Behrens, K. (2011): Kultursensible Diagnostik und migrationspezifische Anamnese. In: Machleidt, W./Heinz, A. (Hrsg.): Praxis der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie. München: Elsevier, S. 191–201.
- Deutscher Bundestag. 16. Wahlperiode (2009): Unterrichtung durch die Bundesregierung. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. 13. Kinder- und Jugendbericht. Drucksache 16/12860.
- El-Tayeb, F. (2004): Kanak-Attak! HipHop und (Anti-) Identitätsmodelle der ›zweiten Generation‹. In: Sökefeld, M. (Hrsg.): Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei in Deutschland. Bielefeld: transcript, 95–110.
- Foroutan, N. (2010): Neue Deutsche, Postmigranten und Bindungs-Identitäten. Wer gehört zum neuen Deutschland? In: APUZ – Aus Politik und Zeitgeschichte 46/47, S. 9–15.

- Freitag, C. M./Lenz, K./Lehmkuhl, U. (2000): Psychosoziale Belastung für Verhaltensauffälligkeiten bei Jugendlichen aus migrierten und deutschen Familien. In: Zeitschrift für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie 28, S. 93–103.
- Geertz, C. (1973): *The Interpretation of Cultures: Selected Essays*. New York: Basic Books.
- Göhlich, M./Leonhard, H.W./Liebau, E./Zirfas, J. (2006): *Transkulturalität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept und seine pädagogische Relevanz*. Weinheim und München: Beltz Juventa.
- Ha, K. N. (2007): Postkoloniale Kritik und Migration – Eine Annäherung. In: ders. (Hrsg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast, S. 41–54.
- Ha, K. N. (2009): Deutsche Integrationspolitik als koloniale Praxis. In: Dietze, G./Brunner, C./Wenzel, E. (Hrsg.): *Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht*. Bielefeld: transcript, S. 137–150.
- Ha, K. N. (2014): Partizipation und Sichtbarkeit von MigrantInnen und Minderheiten in Kunst, Kultur und Medien siehe Internetseite Heinrich-Böll-Stiftung, www.migration-boell.de/web/diversity/48_1229.asp (Abruf 21.06.2015).
- Hall, S. (1994): Kulturelle Identität und Diaspora. In: Mehlem U. (Hrsg.): *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg: Argument-Verlag, S. 26–43.
- Heise, T. (2005): Entwicklungsgeschichte der Transkulturellen Psychiatrie. In: Assion, H. J. (Hrsg.): *Migration und seelische Gesundheit*. Heidelberg: Springer, S. 47–58.
- Herder, J. G. (1989): Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. In: Bollacher, M. (Hrsg.): *Werkausgabe, Band 6*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hobsbawm, E./Ranger, T. (1983): *The Invention of Tradition*. New York: Cambridge University Press.
- Kämper, T. (2003): Über die Grenze 2: Eine Absage an den Integrationsimperativ. In: Bergmann, S./Römhild, R. (Hrsg.): *global heimat. Ethnografische Recherchen im transnationalen Frankfurt. Kultur-anthropologie Notizen*. Universität Frankfurt: Institut für Kulturanthropologie, S. 223–233.
- Kerner, I. (2011): *Postkoloniale Theorien zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- KIGGS (2007): Ergebnisse des Kinder- und Gesundheitssurveys. Bundesgesundheitsblatt. Band 50, Heft 5/6.
- Machleidt, W./Heinz, A. (Hrsg.) (2011): *Praxis der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie*. München: Elsevier.
- Mau, S. (2007): *Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten*. Frankfurt und New York: Campus – zitiert nach Römhild, Regina (2011): *Transnationale Migration und soziokulturelle Transformation: Die Kosmopolitisierung der Gesellschaft*. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Dossier Transnationalismus & Migration*, S. 35–38.
- Mecheril, P./Teo, T. (1994): *Andere Deutsche*. Berlin: Dietz.
- Mignolo, W. (2011): *Epistemischer Ungehorsam: Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität*. Wien: Turia + Kant.
- Römhild, R. (2007): *Fremdzuschreibungen – Selbstpositionierungen. Die Praxis der Ethnisierung im Alltag der Einwanderungsgesellschaft*. In: Schmidt-Lauber, B. (Hrsg.): *Ethnizität und Migration*. Berlin: Reimer, S. 157–177.
- Römhild, R. (2011): *Transnationale Migration und soziokulturelle Transformation: Die Kosmopolitisierung der Gesellschaft*. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.): *Dossier Transnationalismus & Migration*. S. 35–38.
- Rommelspacher, B. (1995): *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*. Berlin: Orlanda.
- Schepker, R./Toker, M. (2009): *Transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie: Grundlagen und Praxis*. Berlin: MWV.
- Schepker, R./Toker, M./Eberding, A. (1999): *Inanspruchnahmebarrieren in der ambulanten psychosozialen Versorgung von türkeistämmigen Migrantenfamilien aus Sicht der Betroffenen*. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 48, S. 664–676.

- Schepker, R./Toker, M./Eberding, A. (2003): Ergebnisse zur Prävention und Behandlung jugendpsychiatrischer Störungen in türkeistämmigen Zuwandererfamilien unter Berücksichtigung von Ressourcen und Risiken. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 52, S. 689–706.
- Schier, E. (1992): Ethnomedizinische und transkulturell-psychiatrische Aspekte der Migration. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 41, S. 345–350.
- Sökefeld, M. (2004): Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Neue Perspektiven auf Einwanderer aus der Türkei in Deutschland. Bielefeld: transcript.
- Stubbe, H. (1995): Prolegomena zu einer Transkulturellen Kinderpsychotherapie. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 44, S. 124–134.
- Thomas, A. (2003): Theoretische Grundlagen interkultureller Kommunikation und Kooperation. »Kultur und Kulturstandards«. In: Thomas, A./Kinast, E. U. (Hrsg.): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 1. Grundlagen und Praxis. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S. 19–31.
- Toprak, A./Nowacki, K. (2010): Bundesministerium FSFJ (Hrsg.): Gewaltphänomene bei muslimischen Jugendlichen mit Migrationshintergrund und Präventionsstrategien. www.bmfsfj.de/Redaktion-BMFSFJ/Abteilung2/Pdf-Anlagen/gewaltphaenomene-maennliche-muslimischen-jugendliche.proptery=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf (Abruf 21.06.2015).
- Vertovec, S (2007): New Complexities of Cohesion in Britain. Super-Diversity, Transnationalism and Civil-Integration, www.compas.ox.ac.uk/fileadmin/files/Publications/Reports/Vertovec%20-%20new_complexities_of_cohesion_in_britain.pdf (Abruf: 07.07.2015).
- Walzer, M. (1998): Über Toleranz: Von der Zivilisierung der Differenz. Hamburg: Rotbuch.
- Welsch, W. (1994): Transkulturalität – die veränderte Verfassung heutiger Kulturen. Ein Diskurs mit Johann Gottfried Herder. In: Via regia – Blätter für internationale kulturelle Kommunikation 20, S. 1–19.
- Welsch, W. (2010): Was ist eigentlich Transkulturalität? In: Darowska, L./Lüttenberg, T./Machold, C. (Hrsg.): Hochschule als transkultureller Raum? Kultur, Bildung und Differenz in der Universität. Bielefeld: transcript, S. 39–66.
- Wunderlich, T. (2005): Die neuen Deutschen – Subjektive Dimensionen des Einbürgerungsprozesses. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Zuckmayer, C.: Des Teufels General. In: ders., Werkausgabe in zehn Bänden, Band 8. Frankfurt am Main: Fischer, S. 93–231.

Anschriften:

Dr. Alexander Korte

Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie
Klinikum der Universität München (LMU)/
International Psychoanalytic University Berlin
Alexander.Korte@med.uni-muenchen.de

Dr. Elisabeth Lingenfelder,

Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie
Klinikum der Universität München (LMU)
Elisabeth.Lingenfelder@med.uni-muenchen.de

Dr. Borbala Balazs

Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie
Klinikum der Universität München (LMU)
Borbala.Balazs@med.uni-muenchen.de